

Dankbarkeit

„Wir sind dankbar für die Geburt unserer gesunden Tochter Ann-Kathrin“, schrieben mir Barbara und Klaus und ich freute mich mit ihnen. Die Anzeige war schlicht und einfach und ließ mich lange grübelnd zurück. Vor allem das Wort dankbar hatte es mir angetan, da diese Eigenschaft in unserer Gesellschaft ziemlich ausgestorben scheint.

Erstens, so sagte ich mir, müsse Barbara ihrer Frauenärztin dankbar sein, die ihr während der Schwangerschaft beigestanden ist.

Oder auch der Hebamme, der auf jeden Fall, da sie für eine natürliche Geburt gesorgt hat.

Ferner gebührt auch Dank dem Vorgesetzten vom Klaus. Hätte der nämlich nicht der Gehaltserhöhung zugestimmt, vielleicht hätten sie sich das mit dem Kinderkriegen noch einmal überlegt.

Dankbar können sie auch der Krankengymnastin sein und der Mütter-in-spe-Gruppe, die Barbara immer wieder ermuntert haben, zur Schwangerschaftsgymnastik zu gehen.

Auch der Bioladen hat ihren Dank verdient. Er war stets darum bemüht, gesunde Lebensmittel für Mutter und Kind bereitzustellen, denn wie sagte Goethes Faust so vorausschauend: Sie nähret zwei, wenn sie jetzt isst und trinkt.

Möglicherweise empfinden Barbara und Klaus auch Dankbarkeit gegenüber den Mitarbeitern des nahe gelegenen Atomkraftwerkes, dass sie sorgsam über die Reaktorsicherheit gewacht haben, aber

dann könnten sie auch den Russen ihren Dank aussprechen, weil in der Zwischenzeit kein neues Tschernobyl passiert ist oder der Pharma-Industrie ein großes Merci sagen, die sich in letzter Zeit bei unserer Trinkwasserversorgung nichts Wesentliches hat zuschulden kommen lassen.

Und warum nicht gleich ein Dankeschön an unsere Regierung für ihre Nichteinmischung in fremde Kriegsangelegenheiten?

Der Dank ließe sich ins Unendliche fortsetzen. Doch warum sie mir ihre Dankbarkeit bezeugen, ist mir unklar.

Aber vielleicht wollten sie einfach nur sagen: Gott sei Dank, dass alles so gut gelaufen ist. Denn trotz aller Vorsicht haben wir so vieles nicht in der Hand, leider Gottes oder Gott sei Dank, wie man es sieht.

Daumen in die Höhe

Am Ende des Ortsausganges stand so ein kleiner Piefke, ging noch kaum zur Schule, und hielt den Vorbeifahrenden den erhobenen Daumen entgegen. Mensch, Junge, wenn das man gut geht, fuhr es mir durch den Kopf und ich hätte am liebsten angehalten, um den Steppke vor bösen Folgen zu bewahren. Doch dazu blieb leider keine Zeit. Dabei erinnerte ich mich daran, wie ich selbst so oft als Schülerin getrampt war, wenn der Bus uns kurz vor der Nase davongefahren war.

Oder später als Studentin, wie ich von Südengland bis an die schottische Grenze getrampt bin, um meine englische Brieffreundin für ein Wochenende zu besuchen, in der Handtasche nur eine Zahnbürste. Meine Freundin wohnte auf einer gottverlassenen Halbinsel in einem Ort, dessen Namen so unaussprechlich schien, dass ich mir ein großes Schild umgehängt hatte, auf das ich stumm deutete. Auf der Rückreise gesellte sich ein hinkender Engländer zu mir, der mich überredete, in Coventry einen Stopp einzulegen, damit er mir die Kathedrale zeigen konnte. Sie ist wirklich beeindruckend.

Nach dem er mich anschließend ins Wimpy eingeladen hatte, wurde es bereits dunkel und ich hatte Schwierigkeiten mit dem Weitertrampen. Ein hilfsbereiter Engländer erbarmte sich meiner, wohl nur, weil sein Sohn „made in Germany“ war (ich sehe sehr deutsch aus). Erst kurz vor Mitternacht kam ich bei meinen Wirtsleuten an und der pickelübersäte

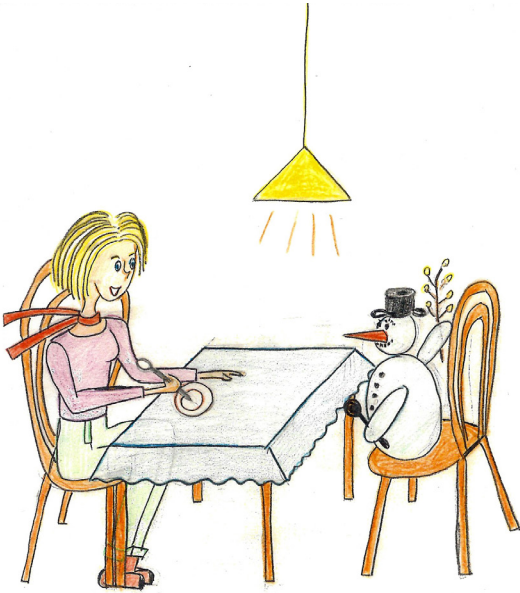
John, der mir in seiner Verliebtheit kurz vor der Abreise sein Taschenmesser überlassen hatte – für alle Fälle – war fast schon vor Angst gestorben.

Denn dass Trampen gefährlich sein kann, hat mein Freund Günther am eigenen Leib erfahren. Voll Mitleid hatte er bei strömendem Regen einen Anhalter mitgenommen, just an der Stelle bei Tübingen, wo er so oft als Student gestanden war. Leider entpuppte sich sein Mitfahrer als weniger angenehm. Nachdem der Fremde ihn nicht überreden konnte, ihm das Lenkrad zu überlassen, zückte dieser plötzlich einen Revolver.

Nur einer Reihe von glücklichen Zufällen hatte es mein Freund zu verdanken, dass er dann doch glimpflich davonkam.

Seitdem nehme ich selbst auch keine Anhalter mehr mit und voll Neid lausche ich den Schilderungen von Andreas, der allein losfährt und zum Schluss mit drei oder vier neuen Freunden an seinem Bestimmungsort erscheint. Selbst seine Ehefrau hat er auf diese Weise, sozusagen auf der Straße, kennengelernt.

Schwierigkeiten hatte er nur, als seine letzten Mitfahrerinnen die zum Trocknen ausgebreiteten Wäschestücke in seinem Wagen vergaßen. Seine Frau Trudi ist nämlich sehr eifersüchtig.



Der Schneemann

Donnerstag morgen, als ich gerade überlegte, ob ich Sand streuen oder besser die Schneeschaukel hervorholen sollte, klingelte es in aller Früh an meiner Haustür. Ich öffnete und vor mir stand freundlich lächelnd ein Schneemann, in den Armen zwei blühende Forsythienzweige. Er war so klein und niedlich, dass ich mich entschloss, ihn bis zu meiner Rückkehr im Kühlschrank aufzubewahren.

Jedes Mal nun, wenn ich den Eisschrank öffnete, schaute er mir vergnügt aus winzigen Kohleaugen entgegen. Und weil er mit seinem Blätterschopf so lustig anzusehen war, ergab es sich, dass ich ihn – sozusagen als morgendliche Augenweide – zum Frühstück herausnahm. Dies hatte den Vorteil, dass ich von nun an in Gesellschaft meinen dampfenden Kaffee genießen konnte.

Leider schien ihm der ständige Wechsel von der Eiszeit ins mitteleuropäische Kontinentalklima nicht allzu gut bekommen zu sein, denn er wurde merklich dünner und durchscheinender. Besonders die Delle am Bauch wirkte recht verletzlich und seine Augen waren ständig dem Weinen nahe.

Schweren Herzens habe ich mich dann entschlossen, ihn im Waschbecken zu beerdigen. Acht Kohlestückchen, fünf welke Blättchen, zwei halb verblühte Zweiglein und eine kleine Schrupfelmohrrübe waren alles, was von ihm übrigblieb. Schneemann sein ist ein erfreuendes, wenn auch kurzes Vergnügen. Doch das Ende ist, gelinde gesagt, entwürdigend.